

LIVIA BUDAI

NEUER ABSCHNITT DER KARRIERE

MIT DER MEZZOSOPRANISTIN SPRACH
GEERD HEINSEN

Livia Budai singt ihre erste Kundry (in der Peter-Mussbach-Produktion) in Brüssel. An einem sehr regnerischen Nachmittag – Livia Budai mit einer Mordserkältung, wofür sie sich immer wieder entschuldigte – sprachen wir über ihre Karriere und ihre Entwicklung, durchaus nicht synonym, wie wir feststellten. Warum Kundry in Brüssel, wollte ich wissen. „Weil ich hier so etwas wie ein Stammhaus habe!“, entgegnet sie ohne zu überlegen. Sie ist dem ebenso vielseitigen wie phantasievollen Intendanten Gerard

Mortier wirklich dankbar dafür, daß sie bei ihm eine zweite künstlerische Heimat hat, an seinem – für ungewöhnliche Produktionen bekannten – Haus Dinge ausprobieren kann, und die dazu noch unter optimalen Bedingungen, wie sie sie woanders nicht finden würde. Mit Mortier und seinem GMD Sylvain Cambreling hat sie ein ganzes Jahr an der Kundry gearbeitet, nahm dafür ohne Murren eine kleinere (aber wichtige) Partie vorher im „Fernen Klang“ Schrekers am Theatre de la Monnaie an, um bereits im Sommer und Herbst Wagners „Höllense" studieren zu kön-

als Dalila in Marseilles (Foto OBA)



nen, ist Mortier dankbar für all die Chancen (u.a. Brangäne).

Während sie noch von Mussbachs psychologischen Annäherungen an die Oper und ihre Partie schwärmt, kommen wir zu ihrer eigenen Karriere; und mit Überraschung stelle ich fest, daß sie eigentlich – außer bei ihrem ganz frühen Beginn in der BRD (in Gelsenkirchen), wo sie in Göran Järvefelt eine der ersten und wichtigen Kräfte für ihre künstlerische Entwicklung sieht) nie wirklich fest einem Haus angehört hat, in dem Sinne, daß sie (mit einer Ausnahme) nie wirklich eine Produktion und eine Rolle mit einem guten Regisseur erarbeitet und mit dem Dirigenten vorbereitet hat. Immer war sie eine bekannte Stimme und ist stets bei Galaveranstaltungen und interessanten Serien aufgetreten – die vielen Abende in Berlin („Gioconda“, „Aida“, „Carmen“) sind noch ebenso wie in München oder London in Erinnerung. Aber mit Ausnahme der „Forza“ in Berlin (Neuenfels), die zu ihren liebsten Erinnerungen zählt und mit der

sie sich noch heute identifiziert, hat sie immer „aus dem Bauch“ ihre Rollen erarbeitet, weil sie meist nachsingen mußte und nicht in Originalproduktionen auftreten konnte. Diese Einsicht ist beinahe wie ein Schock, denn Livia Budai ist wirklich viel herumgekommen.

Sie selber ist darüber nicht gerade bitter, aber doch nachdenklich, und sie meint, daß das einer der vielen Gründe gewesen sei, warum sie so lange für ihre eigene Entwicklung gebraucht habe. Sehr früh aus Ungarn ausgebrochen (weil sich dort für sie keine Chancen auftaten und zu große Opposition und tiefer Un-Glaube an sie herrschte), hatte sie einen schweren Start im Westen, nachdem sie Gelsenkirchen verließ, ihre erste Station. Es fehlten ihr die wirklichen guten Freunde, die sie berieten, und der Kulturschock war groß. Sie hält sich für diese Zeit für zu angepaßt, für eine Frau und Sängerin, die eben nie „Nein“ sagen konnte, die aus traumatischen Kindheitserinnerungen (eine schwere, invalidisierende Krankheit) sich stets zu wenig geliebt fühlte. Sie wollte es mit niemandem verderben, deshalb sang sie alles, was ihr angeboten wurde, oft unter wenig glücklichen Bedingungen, und oft auch unter

als Venus in London (Foto CG/OBA)



wenig erfolgversprechenden, wie ihre Erlebnisse in jüngerer Zeit an der Met oder in Verona im vergangenen Jahr zeigten. Sie ist auch darüber berichtet, die man besser detailliert nicht wiedergibt (ein voreingenommenes Management, Intrigen, bereits vorgefaßte Pläne, sie mit einer bereits fest installierten ersetzen zu wollen), aber es schmerzt sie doch, aus „politischen“, und nicht aus künstlerischen Gründen mit Ablehnung konfrontiert zu werden. Und zudem sind ja Künstler auch „nur“ Menschen, die nur unter guten Arbeitsbedingungen Gutes leisten können; wen wundert es da, daß sie unter enormen psychischen Belastungen möglicherweise weniger Optimales bot.

Im Grunde aber ist sie für diese Erfahrungen – die sie wie ein ungläubiges Kind traf, das nichts Böses vermutet – doch auch dankbar. Sie hat ganz klar erkannt, daß dieses Erfolgsdenken, dem sie als Resultat ihrer Herkunft und ihres schweren Beginns verfallen war, unsinnig ist. Es ist durchaus nicht das höchste der Gefühle, an der Met oder in Covent Garden oder an der Opera de Paris zu singen – diese Erfahrungen machten und machen ja auch viele andere (man vergleiche da nur die Erinnerungen von Beverly Sills oder Marilyn Horne oder auch die Karrieren von

Eileen Farrell etc.). Die Met ist ja heute auch nicht mehr das, was sie einmal war, und Livia Budai nicht wissend. Das sind keine sauren Trauben, sondern selbstgewonnene Erfahrungen, und über Erfolge woanders kann sie ja nicht klagen. Gerade die interessanteren Häuser wie Brüssel, Marseille, Toronto etc. haben ihr nach den Abenden in Berlin, München oder Paris starken Rückhalt gegeben.

Den hat sie auch durch ihren Mann, einem kanadisch-ungarischen Geschäftsmann, mit dem sie rund zwei Jahre verheiratet ist. Dadurch, daß sie in ihm das Zentrum ihres Lebens gefunden hat, hat ihr Leben einen anderen Sinn und andere Dimensionen bekommen. „Immer für sich alleine zu sein, immer für sich selber kämpfen zu müssen, das hält keiner aus. Ich kann mit berechtigter Kritik gut umgehen, aber ich muß ganz grundsätzlich sicher sein, daß ich nicht wegen meiner Stimme, sondern wegen meiner Seele, wegen meines Wesens geliebt werde. Und das hat mir vorher niemand gegeben.“ Unter Livias manchmal etwas burschikoser Schale entdeckte ich eine sensible, verletzbar und verletzte junge Frau, die aus zu vielen Nackenschlägen ihrer Erfahrungen heraus eine Mauer zwischen sich und der Welt errichtet hatte – sie übernimmt den Mussbachschen Ausdruck für Kundry als eine „Verwünschte“ für sich selbst, sieht in ihrem

als *Azucena* in *New York* (Foto Met/OBA)





als Quickly in Aix-en-Provence (Foto Jacques/OBA)

*als Fricka in Turin (Foto TR/OBA)
als Orfeo in Marseilles (Foto OBA)*



Albanowski

eigenen Werden eine Parallele zu Kundry und ist dankbar dafür, eine so viel breitere Gefühls- und Verständnisskala in ihre Rollen einbringen zu können („Kein gutes Rezept für andere!“, lacht sie, und falls bislang der Eindruck entstanden sein sollte, daß Livia Budai eine traurige Person sei, so ist das ein Irrtum: Ich kenne kaum eine temperamentvollere, lebenslustigere Frau wie sie).

Dieses Beharrungsvermögen und die Entwicklung der schauspielerischen Qualitäten gehen einher mit einer großen Ehrlichkeit sich selber gegenüber, aber auch mit großem Fleiß. Sie steuert nun geradewegs ins deutsche Fach, das sie mit Rollen wie Fricka oder Venus (in Turin und London u.a.) oder Brangäne (in Brüssel, vorher in München) bereits angefangen hatte. Textdeutlichkeit ist da das erste, was sie für wichtig hält, denn die Libretti für Strauss und Wagner sind für sie Literatur und charakterisieren zudem komplexe Personen (die Eboli, die sie auch in Französisch gesungen hat, hält sie für eine italienische Partie). Die italienische Linie ihrer vielen anderen Rollen kommt nun ihren deutschen Portraits zugute, denn Mortier und Cambreling legen Wert auf „Gesang“ und nicht Deklamation. Liederrecitals haben für Livia Budai zudem eine gute Vorbereitung für die kleinen Noten und intimen Details bedeutet.

Wir verweilen noch einen Moment bei ihrer Kundry, die für sie die erste von weiteren avisierten großen Partien im deutschen Repertoire ist (Ortrud folgt ebenfalls in Brüssel, über Klytämnestra und die Amme/„Frau ohne Schatten“ denkt sie bereits intensiv nach – allerdings auch über die Lady Macbeth, und es folgen noch in diesem Jahr die Cassandra von Berlioz in Marseille, dann Dalila, Amneris und erneut die Carmen). Der Wechsel vom Lyrischen zum Dramatischen bei der Kundry im zweiten Akt fordert von ihr alles an Erfahrung und Konzentration.

Mit nicht einmal vierzig Jahren ist Livia Budai durch die vielen Erfahrungen der Vergangenheit, namentlich der jüngsten, gereift. Sie vertritt ihre Einsichten und Ansichten gelassen, kann sich über das Positive freuen und das Negative nach gründlicher Prüfung auch auf sich beruhen lassen. Daran hat nicht zuletzt ihre glückliche private Situation mitgewirkt, die ihr das Gefühl des Aufgefangenseins und der Harmonie gibt. Sie muß nun nicht mehr um jeden Preis Karriere machen wollen, und für diese Einsicht ist sie – wie sie ebenso erleichtert wie zwinkernd-lächelnd feststellt – sehr dankbar. „Es ist, als sei nun eine Tür aufgegangen und als ob sich ein neuer Weg aufgetan hätte.“

